Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 10 (1906)

Artikel: Hundetreue
Autor: Baerensprung, Hertha von
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-572748

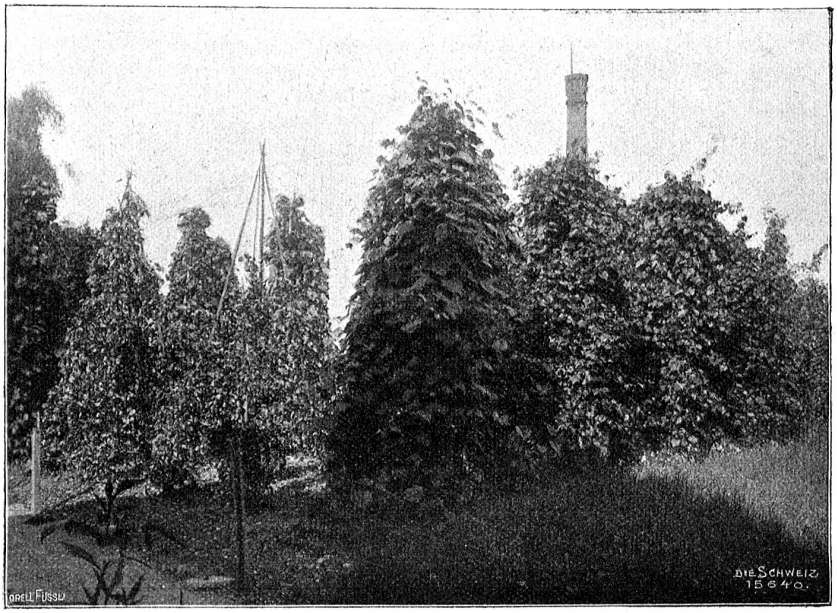
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Schweiz. Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau.
Partie aus dem Sortiment der amerikanischen Reben.

und Traubenweinen ꝛc. Bakteriologe und Chemiker werden sodann häufig in Anspruch genommen durch Untersuchung eingesandter kranker und verdorbener Getränke, die von der Anstalt unentgeltlich besorgt werden. Ein besonderes Arbeitsgebiet für die chemische Abteilung betrifft die Prüfung von sogenannten Geheimmitteln, die in der Kellereiwirtschaft und zur Bekämpfung von Pflanzenkrankheiten immer und immer wieder, oft durch geschickte Reklame angepriesen werden und gegen alles Mögliche schützen sollen. Dadurch, daß die Geheimmittel seitens des Chemikers bisher immer die größte Beachtung fanden, ist dem Geheimmittelschwindel auf diesem Gebiet ein Emporkommen nicht leicht gemacht worden.

Technische Fragen aus dem Gebiet der Kellerwirtschaft (z. B. über Faßbehandlung, Weinbehandlung ꝛc.) studiert der Weinbautechniker. Ebenso werden Düngungsversuche im Weinberg, Versuche über den Einfluß von Zwischenkulturen auf die Reben, über den Einfluß verschiedener Ausführung der Laubarbeiten am Weinstock auf dessen Gedeihen und speziell dessen Tragbarkeit vom Weinbautechniker ausgeführt, teils von ihm allein, teils in Verbindung mit dem Chemiker und Pflanzenphysiologen, während der Obstbautechniker Fragen über Obstverwertung (Dörren des Obstes, Konservenbereitung ꝛc.), rationelle Behandlung, speziell Düngung der Obstbäume in sein Arbeitsprogramm aufgenommen hat und vielfach von unsern Obstbauern zur Bestimmung von Obstsorten in Anspruch genommen wird. Außerdem besorgt der Obstbautechniker noch die Zentralstelle für Obstverwertung, d. h. er vermittelt Angebot und Nachfrage im Obsthandel. — Auch der Gartenbau, der ja erfreulicherweise in unserem Lande immer mehr gepflegt wird, soll durch die Tätigkeit der Versuchsanstalt unterstützt werden, und es sind daher in den ausgedehnten Gartenanlagen Versuche in Gang gesetzt über die Wirkungsweise der verschiedenen Erdgemische und Düngerarten auf Gemüsesorten und Ziergewächse sowie zur Züchtung neuer und Vervollkommnung vorhandener Sorten.

Neben der Versuchstätigkeit halten die Abteilungsvorstände in den verschiedenen kurzzeitigen Kursen, die wir bereits erwähnt haben und die mit wenigen Ausnahmen jedes Jahr zahlreich besucht werden, noch Vorträge, wobei die Kursteilnehmer jeweils Gelegenheit haben, mit den neuesten Fortschritten und Errungenschaften auf dem Gebiete des Obst- und Weinbaues bekannt zu werden.

Dies ein ungefähres Bild von der Tätigkeit der Versuchsanstalt, das zeigt, daß sie ein vollgerüttelt Maß Arbeit zu bewältigen hat. Nicht vergessen wollen wir die schönen Gartenanlagen der Anstalt, den Gehölzgarten mit zahlreichen Arten von Zierbäumen und Ziersträuchern, ein kleines Alpinum mit verschiedenen Alpenpflanzen, worunter Alpenrosen und Edelweiß, die Zwergobstanlagen, die jeden Sommer zahlreiche Besucher nach der Anstalt locken und wohl manchem wieder neue Anregungen geben. So ist denn die Versuchsanstalt Wädenswil zum Wallfahrtsort strebsamer schweizerischer Landwirte geworden. Möge ihre Anziehungskraft von Jahr zu Jahr zunehmen zum Segen der Landwirtschaft und damit zum Segen unseres lieben Vaterlandes!

Dr. A. Osterwalder, Wädenswil.

Hundetreue.

Nachdruck verboten.

Skizze von Hertha von Baerensprung, Lausanne.

Der Vater war verunglückt; beim Baumfällen war er erschlagen worden. Die Kinder, vier an der Zahl, waren mit den andern Leidtragenden auf den Kirchhof gegangen, hatten laut aufgeschluchzt, als der Sarg zur Haustüre hinausgetragen wurde, und schluchzten dann wieder so heftig auf, als die nächsten Anverwandten die ersten Schaufeln Erde in die Grube warfen, die dumpf dröhnend auf den Sarg fielen.

Die Mutter ging unterdessen geschäftig im Hause herum, stellte Gläser auf den weiß gescheuerten Tisch, trocknete von Zeit zu Zeit ihre rotgeweinten Augen mit dem spitzenbesetzten Taschentuch, das sie zur Konfirmation erhalten, das sie stets zum heiligen Abendmahl auf dem Gesangbuch in die Kirche genommen, das sie dann bei ihrer Hochzeit benutzt und das heute seinen letzten Glanztag zu haben schien.

Wohlhabend waren sie nie gewesen; man hatte aber, dank der Arbeit des Mannes, sein täglich Brot gehabt. Nun war er tot, und die Frau konnte selbst sehen wie durchkommen. Der Pfarrer hatte ihr einige tröstende Worte gesagt, sie aufgefordert, wenn sie Rat haben wolle, ihn mal nach der Kirche aufzusuchen, und im übrigen sie auf Gott verwiesen, der ja ein Vater der Witwen und Waisen ist.

Dann kam die Verwandtschaft und Gefreundschaft vom Begräbnis zurück und ließ sich etwas stärken; denn die Grabrede war gar feierlich schön und ergreifend gewesen. Man fühlte sich ganz angegriffen, so hatte der Herr Pfarrer die Vergänglichkeit des Menschen, der wie die Blume des Grases sei, veranschaulicht. Doch die Lebenden haben mehr Anrecht als die Toten. Was sollte aus den Kindern werden? Die Gret konnte wohl schon einen Dienst annehmen, sie war schon voriges Frühjahr aus der Schule gekommen. Ein ferner Verwandter, der in einem andern Dorfe eine Wirtschaft hatte, wollte mal darüber mit seiner Frau sprechen — — —

Man ist gern als wohltätig angesehen, besonders wenn man, um zu diesem Ruf zu gelangen, keine allzu großen Opfer bringen muß. Die Frau Wirtin verdiente sich ganz gern diesen Ruf. Da sie mehrere kleine Kinder hatte, von denen das jüngste,

kaum ein paar Monate alt, dringend der Pflege bedurfte, war sie erbötig, die arme Verwandte ins Haus zu nehmen, ihr monatlich fünf Mark und zu Weihnachten ein Paar Schuhe zu geben. Gretes Mutter war's zufrieden, einen Mund weniger zu ernähren zu haben, dazu noch etwas Geld und vielleicht manchmal ein Geschenk von abgelegten Kleidern. Als Kindermädchen war Gret immerhin zu gebrauchen; sie war zwar etwas klein für ihr Alter, aber dafür ziemlich geschickt mit den Fingern und von zu Hause das Kinderhüten gewöhnt.

So kam denn Gret zur Base, die sie aber des Respektes halber „die Frau" nennen mußte, und lernte dienen, das heißt, sich den Befehlen unterziehen und von Zeit zu Zeit eine saftige Ohrfeige bekommen. Sie tröstete sich dann bei der Kellnerin, einer drallen Dorfschönen, die den Fuhrleuten die Schoppen zu bringen hatte und sich auch im übrigen den Gästen in der Wirtsstube angenehm machte. Die Wirtsleute waren mit der uneigennützigen Kellnerin recht zufrieden; denn manch einer kam nur ihrethalben in die Wirtschaft. Leider trieb sie ihre Uneigennützigkeit soweit, daß sie ein Kindchen heimbrachte, dessen Vater verduftete, ehe man ihn gutwillig oder mit Gewalt zur Herausgabe eines Kostgelds bringen konnte. Denn mit Kostgeld sind solche Enkelchen auf dem Lande den Großeltern oft recht willkommen, was beim Gegenteil schon seltener der Fall ist. Doch später fand sich für diese uneigennützige Person ein ebensolch uneigennütziger Mann, der dem Pfarrer, der beim Aufgebot ihm zart andeutete, daß seine Erwählte ihm bereits ein Töchterchen mit in die Ehe bringe, prompt antwortete: „Und wenn sie auch kein Kind hätt', Herr Pfarrer, ich hätt' sie trotzdem genommen!" — So schimpften denn Kellnerin und Kindsmagd über ihre Herrin und trösteten sich damit. Aber im Grunde war Gret weder böse noch schlecht, sondern ihrer Herrschaft anhänglich und treu und schimpfte nur, solange die Backen noch brannten. Man stieg ihr auch später mit dem Lohn, und sie konnte ihrer Mutter mehr Geld heimbringen. Und als der älteste Bruder auch schon was verdiente und die zweite Schwester ebenfalls aus dem Hause war, blieb sie an ihrer Stelle und dachte nicht daran, sich einen andern Platz zu suchen. Später, als die Mutter gestorben, alle Geschwister fort waren und sie nichts mehr an ihr Heimatsdorf hielt, da sagte Gret einst zu ihrer Herrin, nachdem man sie aufgehetzt und ihr gesagt, wieviel mehr man in der Stadt verdiene und wie dumm man sei, wenn man auf dem Lande bleibe, daß sie sich doch auch mal „verändern" möchte. Sie bekam bei dieser Gelegenheit von der Wirtin gehörig die Meinung gesagt: Welch undankbares Geschöpf sie sei; man habe sie aus Mitleid ins Haus genommen und ihr das Gnadenbrot zu fressen gegeben, und nun, da sie etwas herausgemästet sei und etwas gelernt habe, wolle sie gehen; solch ein schamloser Undank sei ihr noch nie vorgekommen!

Da blieb die Gret. Die Kinder waren ihrer Aufsicht entwachsen; sie half nun in der Küche, auf dem Felde und im Stall. Nur in der Wirtsstube war sie nicht recht verwendbar; sie lachte lange nicht laut genug auf, wenn ein Witz ertönte. Meist verstand sie die Witze erst, wenn man sie ihr erklärte, und auch dann manchmal noch nicht. Sie war aber fleißig und zuverlässig, und wie sie die Kinder früher gut gehütet, so versorgte sie nun das Vieh gewissenhaft und war in der Küche achtsam. Ihre Herrschaft hoffte, sie stets behalten zu können; denn die Burschen machten nicht den Anschein, sie als heiratsfähig betrachten zu wollen. Sie war entschieden zu dumm, sich den Hof machen zu lassen. Wohl hatte es von Zeit zu Zeit der eine oder andere der Knechte probiert, da sie aber nicht darauf einging, es wieder aufgegeben und sie als hoffnungslos fallen lassen.

Ja, die Liebe, das große Glück war ihr noch nicht aufgegangen, und da sie keine Liebschaften hatte, glaubte man, ihre Jugend würde vorübergehen, indem sie diese Klippe umschiffen würde.

Aber es kam anders.

Alljährlich war Kirchweih im Dorf. An diesen Tagen war nicht bloß die ganze Dorfbevölkerung auf den Beinen: jede Familie hatte noch Besuch aus der Stadt; zu Pfarrers kamen die Familien der Kollegen aus den Nachbarorten. Man aß Kuchen und fuhr Karussell; man vergnügte sich harmlos oder weniger harmlos, wie es dem jeweiligen Geschmack und Charakter besser zusagte, und tanzte den ganzen Tag bis tief in die Nacht hinein. Im Wirtshaus, das gerade auf dem Dorfplatz stand, hatte man während dieser Tage alle Hände voll zu tun. Gret mußte fleißig schaffen und hatte nicht viel vom Vergnügen; aber sie freute sich dennoch immer auf diese Tage. Und die Kermeß war's, die ihr auch diese große, wirkliche Liebe brachte, die sie sich immer erträumt — — —

Er war ganz anders als die andern, der Gegenstand ihrer Liebe, nicht wie ein Bauersknecht, sondern viel besser, mehr schon wie ein wirklicher, feiner Stadtherr. Er hatte eine Bude mit einem Glücksrad und sah so schmuck und vornehm aus, daß beinah kein Mädchen vorbeiging, ohne bei ihm sein Glück zu versuchen. Er aß bei ihnen in der Küche; sie durfte ihm das Essen auftragen und wurde von ihm durch ein paar Worte ausgezeichnet, die ihr viel wohlklingender und inhaltsreicher vorkamen als die, welche andere Burschen an sie gerichtet. Sie sah noch oft an diesem Nachmittag zum Küchenfenster hinaus auf den Platz, wo seine Bude stand, und zerschlug auch richtig einen Teller wegen ihrer Gafferei, wofür sie gescholten ward. Ihr Interesse blieb ihm aber nicht verborgen, und beim Abendessen forderte er sie auf, doch auch bei ihm das Glücksrad zu drehen. Als sie dann in der Küche fertig gespült hatte, ging sie hin und drehte an dem Glücksrad. Der Budenbesitzer sagte, sie habe gewonnen, obgleich sie davon nicht so ganz überzeugt war, und händigte ihr eine gläserne Zuckerdose ein mit prächtigem goldenen Rand, der zwar bei festerer Berührung goldene Flecken an den Fingern hinterließ. Dann nahm er die Gret trotz ihres verschämten Sträubens in den Saal und tanzte mit ihr. Sie kam sich dabei vor wie eine verwunschene Prinzessin, die von einem Königssohn erlöst wird, und die Tanzmusik und die Drehorgel des Karussells verhalfen ihr tapfer zu dieser Täuschung.

Er zeichnete sie entschieden aus, der schmucke Budenbesitzer, erkundigte sich aber auch unter der Hand im Dorfe nach ihr. Die Erkundigungen fielen gut aus: ein fleißiges Mädchen, sagte man, das solid ist und den Lohn nicht vertut. Ein Glücksbudenbesitzer, der kein eigen Haus hat und nichts als sein Glücksrad und die paar Stangen, aus denen seine Bude besteht, sein eigen

Schweiz. Versuchsanstalt für Obst-, Wein- und Gartenbau.
Chrysanthemumausstellung im Gewächshaus.

nennt, darf inbezug auf eine Lebensgefährtin keine zu großen Ansprüche stellen; er mußte sich sagen, daß eine solche Frau für ihn mehr wert sei als all das Glück seines Glücksrads.

Nach der Kermeß zog er, seine Habe auf einen Hundewagen gepackt, gedankenschwer von dannen, Gret ebenfalls gedankenschwer zurücklassend. Ihr Charakter war aber zu bescheiden, als daß sie mit dem Schicksal gehadert hätte, das ihren «Prince charmant» wieder entführte.

Doch das Schicksal hatte Mitleid mit ihr, und einmal im Winter klopfte der schöne Budenbesitzer an; er setzte sich in die Küche und frug die Gret, ob sie ihn heiraten wolle. Da sagte die Gret verschämt ja, und die Wirtsleute konnten dagegen keinen Einwand erheben, obgleich sie's gerne getan hätten. Im Frühjahr war die Hochzeit; denn der Sommer war eine geschäftige Jahreszeit für den Bräutigam, und dazu konnte er das ersparte Geld seiner Frau und sie selbst gut brauchen. Die Wirtsleute mußten sich dazu bequemen, die Hochzeit abzuhalten, so ungern sie es auch der Ausgaben und der Magd halber, die sie dadurch verloren, taten. Als der Bräutigam sich satt gegessen und getrunken hatte, packte er die Habseligkeiten seiner Frau auf den Hundewagen. Die Wirtin hatte ihr als Base und langjährige Dienstherrin und besonders, um im Dorf nicht als geizig verschrieen zu werden, die ganze Ausstattung zu einem Bett geschenkt. Er setzte seine Frau, die sich zuerst etwas sperrte, obenauf. Der Hund mußte anziehen, der Mann stieß hinten, und so ging's durchs Dorf.

So fuhr Gret an einem lachenden Frühlingstag ihrem neuen Heim entgegen, das weit drüben am fernen Hügelzug in einem Dorfe lag. Sie waren früh am Mittag aufgebrochen, um nicht zu spät in die neue Heimat zu gelangen. Die Mittagssonne strahlte wohlwollend auf sie herunter; im nahen Walde rief ein Kuckuck, und in den blauen Himmel stieg schmetternd eine Lerche aus dem jungen Kornfeld am Wege. Da wurde Gret so besonders zu Mute, so freudig, so erwartungsvoll — wäre sie ein gebildeter, belesener Mensch gewesen, ihre Gefühle hätten vielleicht Fausts Worte gefunden:

Doch ist es jedem eingeboren,
Daß er hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns, im blauen Raum verloren,
Ihr schmetternd Lied die Lerche singt,
Wenn über schroffen Fichtenhöhen
Der Adler ausgebreitet schwebt,
Wenn über Flächen, über Seen
Der Kranich nach der Heimat strebt ...

Aber ach, das Leben setzt uns nur zu oft einen Dämpfer auf, und für Gret hatte es vollends keine Gefühlsduseleien in Bereitschaft!

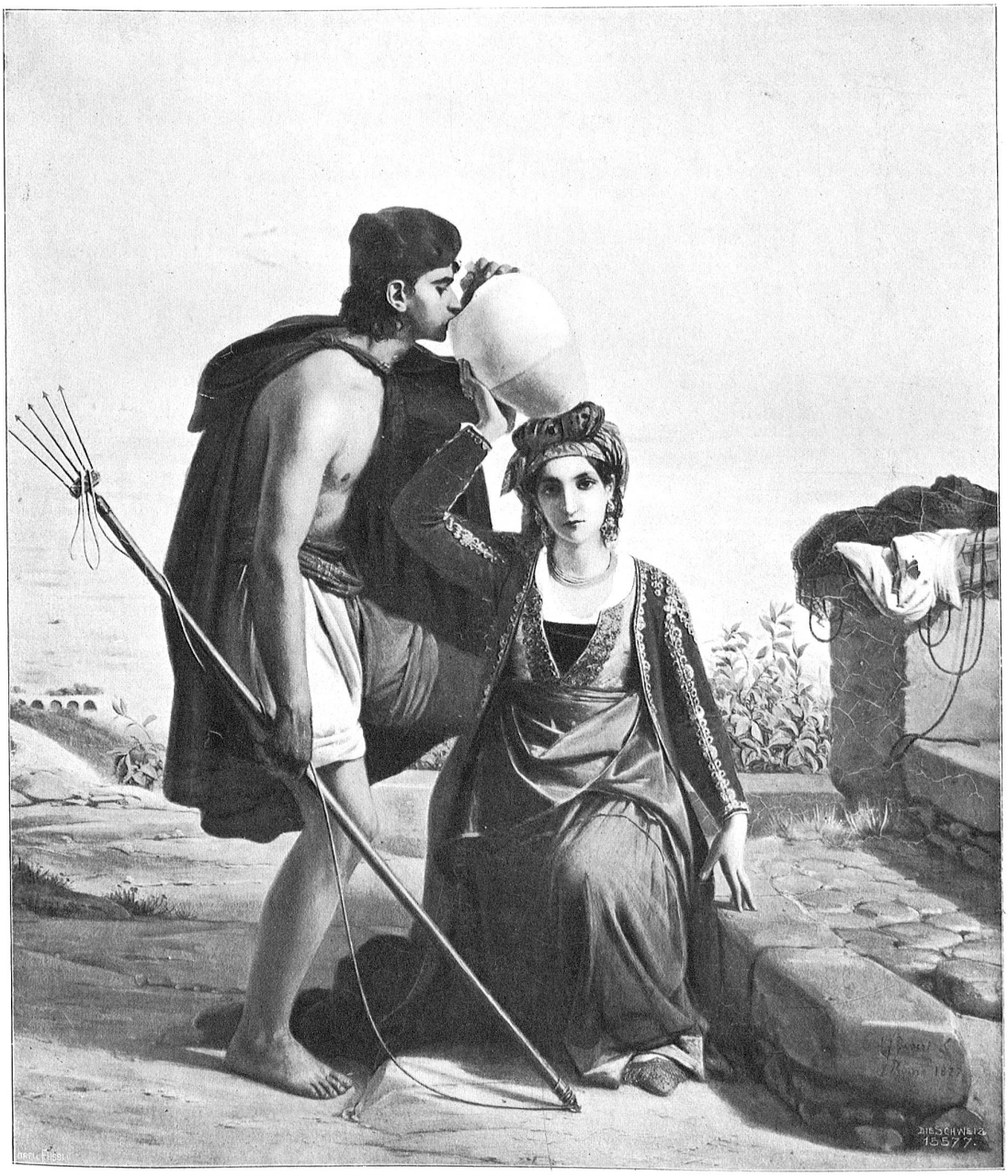
Schon als sie das Dorf kaum hinter sich hatten und der Weg noch eben lief, ließ der Ehemann das Stoßen des Wagens sein und ging bloß noch nebenher. Als es dann mal bergab ging, setzte er sich schon neben sie, und als, um zum Heimatsdorf zu gelangen, eine starke Steigung zu überwinden war, da war Gret es, die vom Wagen hinuntermußte, wenn der arme Hund den Karren vorwärtsbringen sollte, und sie war es auch, die stoßen half; denn da sein Herr droben blieb, brachte der Hund den Wagen nicht weiter. Der Gatte entschuldigte seine Faulheit damit, daß er nicht sehr starke Lungen habe.

Für Gret war es gut, daß sie sich von Anfang an daran gewöhnte, den Karren zu stoßen; denn der ganze Ehekarren, der noch schwerer beladen war, sollte ihr zur Last fallen. Gut war's auch, daß sie nicht anspruchsvoll war, von Jugend auf ans Arbeiten gewöhnt, und daß sie auch nicht glaubte, sich im Ehestand ausruhen zu können — das gab's schon gar nicht! Ihre Ehe ward ebenso nüchtern und kahl, wie das Zimmer, in das sie ihr Gatte führte, das Küche, Wohn- und Schlafzimmer, alles in sich vereinte und das hauptsächlich auf ihre kleine Aussteuer wartete, um auch durch die Einrichtung dem vielseitigen Gebrauch zu entsprechen. Ein großes Logis brauchten sie nicht; oft waren sie ja im Sommer tagelang nicht zu Hause. Da fuhren sie von Dorf zu Dorf, stellten die kleine Bude auf, drehten das Glücksrad und verkauften Pfefferkuchen. Und manchmal verdienten sie einen Groschen, manchmal war Regenwetter, und es kamen keine Käufer, die Ware verdarb, und die Besitzer mußten hungern.

Gret hatte es bei ihrer Dienstherrschaft eigentlich besser gehabt, immer kräftige Nahrung und nach ermüdender Arbeit stets ein gutes, warmes Bett. Hier war die Nahrung manchmal ungenügend, und die Heimat wurde oft erst spät in der Nacht erreicht. Aber Liebe darf so nicht rechnen, darf nicht Vergleiche anstellen, sonst hörte sie auf zu sein, was sie sein sollte. Und Grets Liebe vermochte diesen Puff wohl zu vertragen. — Ihr waren noch andere Püffe vorbehalten; denn auf ihren Schultern lag alles. Sie mußte die Einkäufe für die Bude in der nächsten großen Stadt besorgen; sie mußte die Bude aufrichten; ihr Mann setzte sich nur dazu, wenn alles schon fix und fertig dastand; sie verfertigte zwischendurch Papierblumen und andere kleine billige Gegenstände, damit jedes Los des Glückrads gewinne und so mehr Leute angelockt werden, und sie trug die Bude auch wieder ab, räumte sie auf den Karren und half dem Hund den Wagen mit dem Mann drauf nach Hause ziehen.

Sie fand dies alles ganz in der Ordnung, ebenso, daß sie jedes Jahr ein Kind bekam. Sie kamen zum Glück immer im Winter auf die Welt, also in der etwas ruhigern Jahreszeit, und es ging ihr so nicht allzuviel Verdienst verloren. Das erste Kind, ein Knabe, gedieh und brachte sich mit Mutters und des Zufalls Hilfe ganz gut durch die etwas kritischen Kleinkinderjahre durch; aber das zweite Kind starb schon bald nach seiner Geburt, und acht von den andern nahmen auch bei der ersten besten Gelegenheit, so zum Beispiel wenn ihnen die Geschwister saure Milch zu trinken gaben oder bei ähnlichen nichtigen Anlässen, die ihre Konstitution übelnehmen konnte, Reißaus. Sie fanden wahrscheinlich, das Leben sei unter Umständen ein zu beständiger Kampf, und zogen es vor, noch im zarten Alter zu sterben. Der Pfarrer nahm fürs Taufen nichts ab, und die Begräbnisse machte er ihnen auch gratis; nur der Bürgermeister ärgerte sich darüber, daß er ihnen beinahe alljährlich auf Gemeindekosten einen Kindersarg liefern mußte. „Der Faulenzer könnt' auch was Gescheiteres tun, als alle Jahr ein Kind in die Welt setze. Muß ihm die G'meind nit den Sarg dafür zahle, so könne wir nachher die ganze Brut unterhalte; so komme wir freilich mit dem Sarg noch am billigste weg!" Nur der Grete ihr Mann dachte über dieses Problem nicht nach; denn seine Frau sagte ja immer: „Das is emal so, wenn man verheirat is!" Er hatte auch seine Mühe deswegen und wurde während zwei oder drei Wochen weniger gut gepflegt, mußte, da ihn die Frau dann nicht vertreten konnte, mehr arbeiten, als er gewohnt war. Auch erlaubte sich der Bürgermeister gehässige. Anspielungen jedesmal, wenn er ein Kind anmelden kam, und frug, ob er den Sarg auch schon gleich bestellen solle; sie müßten ja seinetwegen ein Extraabkommen mit dem Schreiner treffen, damit er ihnen die Kindersärge zum Dutzendpreise etwas billiger liefere, und nächstens müßten sie auch seinetwegen den Kirchhof vergrößern lassen. Es kränkte ihn tief, was diese ungebildeten Bauern ihm sagten; denn er kam sich viel vornehmer vor als diese arbeitsamen Menschen, von denen keiner einen solch langen, wohlgepflegten Bart hatte wie er, von denen keiner so aufrecht einherschritt, da ihre Rücken von der Arbeit gebeugt waren, von denen keiner ein beinahe weißes Hemd trug und eine grüne Joppe und eine grüne Kappe — denn ihre Kleider wurden durch die harte Feldarbeit beschmutzt — und von denen keiner von solch vornehmer Abstammung war wie er. Ihre Vorfahren hatten schon auf den Bauernhöfen gesessen; von ihm hingegen wußte man nichts, als daß ihn die Schwester einer Budenbesitzerin eines schönen Tages in die Welt gesetzt. Folglich war Gelegenheit vorhanden, anzunehmen, daß sein Vater irgend ein vornehmer Herr gewesen, was ihm begreiflich schien, wenn er seine schöne Gestalt betrachtete und seine Anlagen zur Faulheit bemerkte; damit war's erklärlich und entschuldbar. Ihm schien, die Frauen sähen ihn immer so besonders an, wenn er bei seiner Bude saß, und dann schämte er sich seiner einfachen kleinen Frau, die so gar nichts auf ihr eigenes Aeußere gab, wahrscheinlich weil das Geld nicht in alle Ecken langte und auch die fünf Kinder, die sich stark genug fanden, den Kampf mit dem Leben aufzunehmen, genährt und gekleidet sein wollten. Er wußte nicht, was er an ihr hatte, an ihr, die den Mut nie verlor, selbst da nicht, als ihnen einst beim Uebernachten im Wirtshaus in einem benachbarten Dorf all ihre Habe, Wagen und Bude, die in einer Scheune standen, abbrannten, was alles nicht versichert war. Ihr Mann aber ward aus Schreck darüber krank, glaubte sich seitdem noch arbeitsunfähiger und leistete noch weniger — — —

Da ging endlich auch ihre Kraft zu Ende. Sie hatte dem fünfzehnten Kinde das Leben gegeben, und ihr Mann hatte



Mädchen von Procida gibt einem Fischer zu trinken.

Nach dem Gemälde (1827) von Leopold Robert (1794—1835).

Eigentum der Gottfried Keller-Stiftung, deponiert im Museum zu Neuenburg.

den zehnten Kindersarg bestellen müssen. Sie hatte dem Kinde, wie den neun andern, die Augen zugedrückt und ein paar Tränen vergossen. Nun kam die Reihe des Sterbens auch an sie. Eine besonders robuste Natur hatte sie nie gehabt, und geschont hatte sie sich auch niemals. Den Doktor brauchte ihr Mann schon genügend; deshalb wollte sie nicht zur Vergrößerung der Rechnung beitragen und wehrte sich dagegen, als man ihr den Doktor kommen lassen wollte. Sie konnte schon nicht mehr mit auf die Jahrmärkte, und so mußte ihr Mann mit dem ältesten Sohn, der nicht mehr zur Schule ging, allein ziehen.

Ihr ahnte, daß es nun mit ihr zu Ende gehen würde, und sie hoffte, nicht zu lange krank sein zu müssen; denn es wäre ihr peinlich gewesen, wenn man ihrethalben Arzt und Apotheker hätte bezahlen müssen. Der Pfarrer würde sie schon auf den Kirchhof begleiten und ein paar Worte an ihrem Grabe sprechen, ohne etwas dafür zu fordern, und die paar Fuß Erde, die würde ihr wohl auch die Gemeinde als letztes Almosen geben. Ihre Schuld war's nicht, daß sie so arm waren; denn gearbeitet hatte sie immer. Wenn nur aus ihren Kindern etwas Rechtes würde! Doch um die war ihr eigentlich weniger bang als um ihren Mann; um ihn allein machte sie sich Sorgen.

Es war schon zum dritten Mal, daß Vater und Sohn an einem Samstag aufbrachen, und schon zum dritten Mal, daß sie sagte: „Das nächste Mal geh' ich aber wieder mit euch ...“ Nun bat sie ihren Sohn, zu ihr zu kommen, und sagte ihm, daß, wenn sie sterben sollte, „was man ja nit wisse kann“, doch er für seinen Vater sorgen möchte. „Er wird sich wohl wieder verheirate; wahrscheinlich nimmt er die Mamsell aus dem Müller seiner Schießbud'; die hat ihm immer schon so Auge hingemacht, das freche Frauenzimmer! Aber wenn sie nit recht zu ihm sein soll, gelle, Franz, dann sorgst du für dei Vadder und gibst ihm manchmal e Zigarr oder e bische Geld, damit er auch e Freud hat ...“

Als dann Vater und Sohn am Montag vom Jahrmarkt heimkamen, fanden sie die Kinder weinend und die Mutter tot, und die Gemeinde mußte sich dazu bequemen, in diesem Jahre außer dem Kindersarg noch einen großen Sarg zu stiften — — — —

Hossain

Nachdruck verboten.
Alle Rechte vorbehalten.

Novelle von **Jakob Schaffner**, Basel.

Sechstes Kapitel.

Hier hielt Hossain etwas inne mit Erzählen. Er überlegte, wie er das Kommende einleiten sollte, und wickelte sich dabei eine neue Zigarette.

„Du, ich errate, wer der Effendi ist,“ sagte der Kerkermeister. „Es ist Said Faris!“

Hossain nickte. Eine geraume Weile blieb es dann still. An den dicken Rauchwolken, die Hossain ausstieß, war zu merken, daß er erregt war. Der Kerkermeister hätte gerne über den Effendi etwas Rechtes zusammengeschimpft, wenn er nur schon eine erkleckliche Ursache dazu gehabt hätte. Endlich fuhr Hossain fort.

Da er sein neues Amt antrat, hatte er keine Vorstellung davon, welcherlei Pflichten damit verbunden sein möchten. Er hatte es sich in der Eile als einen Vertrauensposten gedacht, wo ein rechter Mann immer noch als an einem rechten Platz sich sehen lassen könne. Vollends Afifah meinte, nun gehe es geraden Weges ins Paradies, als sie mit Hossain hinter dem Effendi herging, um sofort die Wohnung des Türhüters zu beziehen und das Pflichtenheft von Said Faris entgegenzunehmen. Je tiefer sie aber dem neuen Zustand auf den Grund blickten, desto weniger wollte er ihre Sympathie erregen, und sie waren nicht sehr erfreut, zu vernehmen, daß es zum Beispiel zu Hossains künftigen Obliegenheiten gehörte, den Hof zu fegen und Botschaften zu verrichten, wie es auch Afifahs Aufgabe sein sollte, die Zimmer und Treppen zu scheuern, für den Effendi zu kochen und überhaupt für seine ganze persönliche Bedienung aufzukommen. Mißfiel Hossain sonderlich das letztere, so trat Afifah jetzt schon die Schamröte in die Wangen bei dem Gedanken, wie eine Magd zu scheuern und waschen zu sollen, während sie bis vor wenigen Tagen gewöhnt war, zehn Mägde von früh bis spät in Atem zu halten.

„Hossain,“ sagte sie, als der Effendi fort war, „Hossain, das werde ich nicht tun! Ich bin keine Magd!“ Ihre Stimme bebte.

„Wenn du etwas Besseres weißt, so sag' es!“ antwortete Hossain düster. „Ich bin auch kein Knecht; aber ich dächte, es sei besser, vorläufig ein schlechtes Dach zu haben als gar keines. Was willst du anderes beginnen?“

Indem er so sprach, dachte er nur an sie. Wenn er allein gewesen wäre, so hätte er keinen Augenblick gezaudert, dem Effendi den Dienst vor die Füße zu werfen. Was sollte er aber mit Afifah beginnen, heimatlos und mittellos, wie er war!

In Afifahs Seele wimmelte es kraus durcheinander. Was sie erfüllte, war der unbeugsame und ein wenig törichte Stolz ihrer Herkunft, namenlose Angst vor der dunkeln Zukunft, heftiger Widerwille gegen die Armut und die Dienstbarkeit, und weil Hossain sich zu des letztern Fürsprech gemacht zu haben schien, auch ein erstes Aufwallen von Abneigung gegen den Geliebten. Dieser Wirbel ging immer wilder mit ihr herum, er machte tausend Umdrehungen in einer Sekunde, und was ihr endlich von allem Denken übrig blieb, war ein irres Tasten nach einem Halt, ein unzurechnungsfähiges Ausschauen nach irgend einer Rettung. Ein heller Punkt schwebte ihrem Auge vor. Sie war es sich nicht bewußt, daß dieser helle Punkt des Effendi Reichtum war. Im Reichtum war alles enthalten, was ihr jetzt zum Weiterleben fehlte.

„Ich bin auch keine Knechtsnatur,“ wiederholte Hossain, als Afifah, von ihren Empfindungen hin- und hergeworfen, immer noch zu keiner Antwort kommen konnte. „Aber ich meine, um das Leben zu erhalten, heiße es kein zu großes Opfer gebracht, auf eine Zeit lang sich einmal zu verleugnen. Wenn das ein Mann kann, so sollte ein Weib sich auch nicht länger dagegen sperren ...“

Da fuhr Afifah herum. Sie trat auf Hossain zu, und indem sie ihr leidenschaftliches Gesicht mit den düster brennenden Augen dicht vor das seine brachte, sprach sie: „Und ich will lieber verschmachten und verdorren, als daß ich meinen Rücken zu einer einzigen Magdarbeit krümme!“

Unmutig erwiderte Hossain:

„Du bist eine Törin, Afifah!“